

INHALTSVERZEICHNIS

METROPOLIT ANTHONY VON SUROSH:

Kann der moderne Mensch noch beten? S. 1

SR. CORNELIA SCHUBARTH:

Über den Glauben der Väter – und seinen Verrat:

Neo-Häresie S. 7

MATTI SUDOROFF:

Die Kirche in Finnland S. 12

VATER GEORG BENIGSEN:

Die Kirche in Amerika S. 19

HEILIGER HERMAN VON ALASKA . . . S. 26

ZU BÜCHERN S. 27

AUS DER ORTHODOXEN KIRCHE . . . S. 33

KANN DER MODERNE MENSCH NOCH BETEN?

Wenn wir Gebet zu dem wörtlichen Ausdruck machen, den wir stets und mit Absicht an Gott richten, wenn wir dies als den Lebensdrang ansehen, als den ganzen Ruf unseres Herzens, unserer Intelligenz, unseres Willens und sogar als den tiefsten Ruf unseres Körpers, dann können wir sagen, daß wir ohne Unterlaß beten. Und dieses Gebet enthält in sich eine ernste Verantwortung, weil es, je nach seiner Richtung, entweder an Gott oder an Seinen Widersacher gerichtet ist. Es ist entweder hin auf das Bauen des Gottesreichs oder auf dessen Zerstörung gerichtet. Wie oft, in Augenblicken der Versuchung und der Angst, wenden wir uns an Gott und bitten Ihn mit unseren Lippen um Hilfe, während die ganze Bewegung unseres Herzens in eine andere Richtung geht, und es der Wunsch unseres ganzen Wesens ist, Seine Hilfe nicht erhalten zu brauchen, sondern frei zu sein, nach unserem Wunsche leben zu können, ohne Zügel und Zurückhaltung.

Auch dies ist ein Gebet und in Worte gefaßt, würde es ungefähr so lauten: "Herr, hilf mir, aber nicht sofort, ich möchte erst noch etwas vom Feind haben, so wie ich es will. Erlaube mir das Böse, das ich möchte". Ich möchte ein Beispiel der erlebten, rauhen Wirklichkeit geben. Ich kannte einen Landstreicher, der in der Osternacht zum ersten Mal in die Kirche kam und sich dort durch den Ostergruß: "Christus ist auferstanden!" und die Antwort: "Er ist wahrhaft auferstanden" und durch die Freude und den Glauben in den Gesichtern der jungen Leute vor die Frage gestellt fand: "Falls dies alles wahr ist, und ich mich überzeugen lasse, zu glauben, dann werde ich mein Leben ändern müssen". Eine große Angst ergriff ihn, und er wendete sich an den Teufel und sagte: "Teufel, du hast mir so viele Male in Zeiten der Not geholfen, komm schnell und rette mich vor dem Feind". Und, fügte er mit Bitterkeit hinzu, eine Bitterkeit, die in seinem Innern gegen den Teufel verblieben war: "Er tat nichts für mich. Er ließ es zu, daß Gott mich nahm".

Hier haben wir eine Situation, die heimlich in dem Leben Vieler besteht, und dieses stete Widerstreben übersetzt sich in uns in kaum formulierte Appelle, die ein wahres Gebet sind und ein Schrei und sich manchmal mit schockierender Brutalität ausdrücken.

Fromme Worte nennen wir Gebet, und diesen Appell unseres ganzen Wesens Versuchung. Wir klagen den Teufel an einerseits und tun nicht unseren Teil andererseits. In jeder einzelnen Situation sollte unsere Nüchternheit, unser Einsichtsvermögen, unsere ganze Intelligenz des Geistes wie des Herzens so sein, daß sie uns befähigen, in jedem Augenblick in Wahrheit und Treue zu Gott sogar die Versuchung zu vermeiden, nach diesem Gebet zu greifen.

Wenn es also heißt, der moderne Mensch bete nicht mehr, sollte man vielmehr sagen, daß er nicht mehr in Worten seine Treue zu Gott mit genügender Kraft und mit Mut ausdrückt, und daß er sich erlaubt, seinen Wünschen und den Impulsen des Augenblicks zu folgen, sich auch dessen bewußt ist, aber sich trotzdem hin- und herschieben läßt. Und das ist eine ernste Sache, weil man das Gottesreich nicht mit einem geteilten Herzen, mit einer verdunkelten Intelligenz und einem schwankenden Willen bauen kann.

Und es gibt andere Probleme. Zum beten brauchen wir jemanden, an den wir uns wenden können, dem wir vertrauen und den wir respektieren, und der unsere tragischen Situationen kennt.

Ich möchte jetzt die Aufmerksamkeit auf Gott lenken und auf denn Platz, den Er sich im geschichtlichen Geschehen gewählt hat, und vielleicht werden wir dann aus der Tiefe unseres Herzens beten können, wenn wir entdecken, dass von beiden nicht wir es sind, sondern Er es ist, der sich völlig mit Seinem ganzen Wesen engagiert hat.

Zwei Begebenheiten aus dem Evangelium sind sicherlich bekannt: Die zwei Stürme auf dem See Genesareth. In beiden befinden sich die Jünger auf der Fahrt von einem Ufer zu anderen und in der Mitte des See's erhebt sich ein Sturm, der sie bis an den Abgrund des Todes bringt, trotz des Aufwandes ihrer ganzen beruflichen Geschicklichkeit und ihrer Kräfte, das Schiff, das ihre einzige Geborgenheit ist, zu retten. Plötzlich sehen sie Christus in mitten des Sturmes, aber sie erkennen Ihn nicht. Wohl erkennen sie Seine Charakteristiken, aber sie können nicht glauben, daß Er es ist, und sie schreien vor Entsetzen, weil sie meinen, einen Geist zu sehen, und n i c h t, weil Er auf dem Wasser wandelt, denn keines Seiner Wunder hätte sie dermaßen in Erstaunen versetzen können. Sie schreien auf, weil sie nicht glauben, dass Christus im Mittelpunkt des Sturmes sein könnte, der für sie Tod und Zerstörung bedeutet, denn wenn Er wirklich der Gott der Liebe ist, der Errettung, der Harmonie, von der sie wissen und nach der sie sich sehnen, dann sollte Seine Gegenwart den Sturm stillen und sie an's Ufer bringen.

Ist das nicht oft unsere Einstellung in Bezug auf Gott, wenn in unserem privaten Leben, in unserer Familie, in unserem Freundeskreis, in unserer sozialen Schicht, in unserem Land der Sturm losgebrochen ist? "Herr, das kannst Du nicht sein, Du der Herr des Friedens hier im Ursprung der Dinge?"

Wenn wir verstanden haben, daß Er nicht nur der Herr des Friedens und der Harmonie ist, sondern auch der Gebieter aller Dinge, dann werden wir auch wissen, wo wir Ihn in den Dramen der Geschichte und in den Tragödien unseres eigenen Lebens sehen können. Wo Er ist, weigern wir uns, Ihn zu sehen, und wo wir Ihn erwarten, da ist Er nicht.

Der zweite Sturm. Diesmal ist Christus bei ihnen, aber Er schläft, mit Seinem Haupt auf einem Kissen. Wieder befinden sie sich am Ende ihrer Hoffnung und wieder erwarten sie jeden Augenblick den Tod. und dann wenden sie sich an den schlafenden Christus, nicht mit einem Gebet, das vielleicht lauten würde: "O Herr, Du bist der Herr aller Dinge, wir haben gesehen, wie Du Wunder tatest und wie Deine Worte sogar den Tod übermochten, D u kannst machen, was Du willst".

Nicht so, Sie haben den Sturm in die Tiefe ihrer Herzen eindringen lassen. Sie sind der Sturm, und der Sturm ist sie und sich an Christus wendend, gebrauchen sie rauhe Worte, die wir so paraphrasieren könnten: "In wenigen Augenblicken werden wir tot sein, wach auf, wir glauben nicht mehr an Deine Liebe, Dein Mitleid, Deine Teilnahme und nicht mehr, daß Du uns retten kannst. Wach auf und teile wenigstens unsere Angst, unser Entsetzen, sei Dir wenigstens a u c h des Todes bewußt und stirb m i t uns, wenn Du schon zu nichts Besserem fähig bist".

Christus steht auf und stößt sie zur Seite: "O, ihr Kleingläubigen, wie lange soll ich noch mit euch sein?" Dann wendet Er sich an den Sturm, den

Er nicht in Sich hineinläßt, und Er legt auf Ihn Seinen souveränen Frieden, und alles wird still, und sie kommen sicher an's Land.

Im ersten Sturm geschah noch etwas anderes. Petrus hörte Christi Stimme: "Ich bin's, fürchte dich nicht" und wußte, daß der Herr in der Mitte des Sturmes war und ging zu Ihm und sank so lange nicht, wie sein einziges Verlangen es war, bloß bei seinem Gott und Herrn zu sein. Und dann erinnert er sich plötzlich an sich selbst, und des Abgrundes, der sich vor seinen Füßen auftut und des möglichen Todes, und im selben Augenblick, da er sich von Gott ab- und zu sich selbst zurückwendet, fängt er an zu sinken.

So ist es auch mit uns. Wir möchten zögern, aber um da zu sein, wo Gott ist, muß sich unser Herz für mehr als nur einen Augenblick bewegen lassen.

Wie oft in der Vergangenheit der Geschichte hätten Christen mit den Augen des Glaubens sehen sollen, was anderen unmöglich war. Und wie oft sagt man nicht innerhalb und außerhalb christlicher Kreise: "Da, sieh Ihn nur an, diesen Gott, Er schläft, wir stehen Angst aus, und Er ist in Seinem Himmel, Seinem Paradies, in Seiner Geborgenheit, Er riskiert nichts. Es stimmt, Er hat uns das Leben und sogar unsere gefährliche Freiheit gegeben und gesagt: "So ist das Leben, und Ich erwarte dich beim letzten Gericht. Und inzwischen, wo ist Er? Wenn wir Ihn wenigstens wecken könnten, Und Er wenigstens unsere Angst mit uns ausstehen würde." *) Er schläft.

Um beten zu können, dürfen wir Ihn nicht anklagen: "Wo bist Du, leg Zeugnis ab von dem, was Du treibst".

Stattdessen sollten wir auf die Beweise blicken, die uns das Neue Testament von Gottes Gegenwart im Herzen aller Dinge, im Schwerpunkt unserer Leiden und unseres Todes gibt.

Christus wartet im Garten von Gethsemane auf den Tod. Nicht auf Seinen Tod, denn Er Selbst hat keinen Grund zum Sterben. Er erwartet den Tod unserer wegen. Aber bevor Er stirbt, teilt Er mit uns die letzte Angst des menschlichen Geschlechtes, das Schrecklichste, das einem Wesen widerfahren kann: der Verlust von Gott. "Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?" Er drückt nicht nur sein Grauen und seine Verzweiflung aus, sondern auch die der Welt, die zu einer Waisen geworden ist, einer verlassenen Welt. Im Geschehensgang dieses langsamen Todes, im Augenblick Seines wirklichen Todes, und in Seinem Abstieg in die Hölle, teilt Er mit uns die eine, große Tragik, die der Ursprung aller Tragödien ist, der Verlust von Gott, und Er stirbt darin. Aus diesem Grund können wir den christlichen Gott respektieren, zu Ihm Vertrauen haben und Ihm die Treue halten. Er zieht sich nie zurück. Das ist die wahre Bedeutung Seiner Menschwerdung.

Jahrhunderte zuvor rief Job in seiner Verzweiflung und Tragik aus: "Wo ist der Mittler zwischen meinem Richter und mir?" Ein Mittler, der nicht nur von außerhalb kommt, eine legale Vereinbarung zuwege bringt und dann wieder verschwindet, sondern einer, der sich ganz in die Situation einläßt, um sich nie wieder aus ihr zurückzuziehen, und der die beiden Gegner so vereinigt, daß nichts imstande sein wird, sie je wieder zu trennen.

Was Job auf prophetische Weise wahrnahm, das sehen wir in Christus verwirklicht. In Ihm werden Gott und Mensch eins, von nun an eine zusammenfließende Ganzheit, ohne Vermischung und doch für immer unzertrennbar.

Vor Gott wird Er Mensch durch seine erschreckende Solidarität mit uns. Von den Menschen wird Er verleugnet, verraten, aus der Stadt der Menschen verstoßen. Er weiß sich allein und von Gott verlassen, und Er steigt in die Hölle hinab, wahrlich nicht in die Hölle Dantes, die voller Grauen und Foltern ist, sondern in die unermeßlich schrecklichere Hölle des Alten Testaments - Schéol - der Ort, wo Gott nicht ist, der Ort der radikalen Abwesenheit Gottes. Er steigt in sie hinein gleich jedem Menschen, weil Er mit uns alle Konsequenzen unserer Verneinung von Gott teilt.

Ich begann mit der Anklage Gottes, aber Gott kann sich gegen uns wenden und sagen: "Wenn du mich tatsächlich in diesem Geschehen erkennst und, daß ich nicht die Geborgenheit eines göttlichen Schlafes suche, daß ich mitten im Leben bin, wachend, mit dem Leben vibriere, mit dem Tod zittere, wo bist du denn? Liegt die Unfähigkeit zu beten nicht an Dir? Hast du die wenigen Schritte außerhalb deiner Geborgenheit genommen, und bist du in den Zyklon getreten, in den Punkt, an dem sich alle Gewalten treffen und sich zerreißen?"

Wir bitten für die Welt; wir beten, manche von uns für andere, wir b e - a n s p r u c h e n , A n g s t zu teilen, und wir m ö c h t e n g e r n e L e i d e n teilen.

Haben wir je den Herrn unseren Gott, wie Isaias, sagen gehört (im 6. Kapitel): "Wen soll ich senden?" und haben wir geantwortet: "Hier bin ich, sende mich".

Wir sollten nicht nur beten, sondern auch Hilfe leisten, und das nicht nur für ein Weilchen. Wir verpflichten uns gewöhnlich wie jemand, der eine Anstellung annimmt, gegen Lohn, aber wir sollten uns für das Gottesreich engagieren wie einer, der das Schwert nimmt und weiß, daß es eine Frage über Leben und Tod ist, und daß dieses Schwert nicht mehr niedergelegt werden kann.

Aus der Tiefe der tragischen Erfahrung, die die Orthodoxe Kirche in Rußland in den letzten fünfzig Jahren gemacht hat, möchte ich davon ein Beispiel geben: Während der russischen Revolution befand sich eine Mutter mit 2 Kindern in einer Stadt, die in den Händen der Roten Armee war. Sie warteten auf den günstigen Augenblick zur Flucht zum Vater, der in der Weißen Armee kämpfte. Am Abend des zweiten Tages im Versteck klopfte es an die Tür. Eine junge Frau gleichen Alters sah sie an und sagte: "Sie müssen sofort hier weg, man hat sie entdeckt, und heute Abend sollen Sie erschossen werden". Und die Mutter antwortete: "Ich kann nicht weg, die Kinder können nicht weit genug laufen". Natalie, die noch kurz zuvor nur einer der Nachbarn in derselben Straße gewesen war, wurde dieses Große, Heilige, das das Neue Testament einen Nachbarn nennt. Sie sagte: "Nein sie werden nicht einmal nach Ihnen suchen, weil ich an ihrer Stelle hierbleiben werde". "Aber sie werden Sie umbringen" --- "Ja, aber ich habe keine Kinder". Und die Mutter geht mit ihren Kindern, und Natalie bleibt.

Vor fast zweitausend Jahren wartete ein junger, kräftiger, gesunder Mann, der wie Natalie keinen Grund zum Sterben hatte, in den Tiefen Schatten des Ölbergs auf den Tod, auf den Tod anderer. Er wartete in furchtbarer Angst. Blutstropfen fielen von seiner Stirn, Verzweiflung nagte an Ihm. Er sah diesen Kelch, der sein endgültiges Schicksal bedeutete, auf sich zukommen und sagte dann, in einer Bewegung der Treue: Und doch, wenn es Dein Wille ist, Vater, Dein Wille geschehe" und dann kam die Angst über Ihn, und Er ging hinüber zu den Aposteln, um nach der Stütze einer menschlichen Hand, eines menschlichen Blicks, eines menschlichen Wortes zu suchen, nach der schlichten menschlichen Brüderlichkeit.

Aber die Apostel, müde wie sie waren, schliefen; und Er ging zurück, um dem Tod allein entgegenzusehen.

Natalie, so alt wie Er, war auch ein lebendiger Teil des Leibes Christi, sie war auch allein in der fallenden Nacht, in der Feuchtigkeit und Kälte, die von den Wänden fiel und der Stille, die mehr und mehr bedrückend wurde.

In derselben Nacht folgten 2 Apostel nach dem Haus des Kaiphas, nicht als Christi Jünger, sondern weil einer von ihnen, Johannes, ein Freund des Hauses war, und Petrus durfte mit hinein; sie durften hinein als Freunde des Hauses, in dem Christus gerade gerichtet wurde, wo man Ihm ins Gesicht spuckte, Ihn schlug und falsch gegen Ihn zeugte und Ihm versicherte, daß Sein Tod besiegelt war. Am Feuer des Hauses wärmten sie sich und ein kleines Dienstmädchen warf den ganzen Mut, die ganzen Versprechungen des Petrus über den Haufen: "Warst du nicht auch mit Ihm auf dem Ölberg?" - "Wie könnte ich dabei gewesen sein, ich kenne Ihn nicht". Und Petrus nähert sich mehr und mehr der Tür, näher und näher der Ausweichung zu. Noch jmdn erkennt ihn, und er macht sich schnell davon. Nun ist er gerettet, er befindet sich nicht mehr im Hof des Kaiphas, in dem sie den Tod seines Meisters vorbereiten; und dann dreht er sich um und begegnet Christi Blick, und dann weint er. Und doch geht er fort und kommt nicht zurück, um seine Lüge zu bekennen.

Natalie hätte auch fortlaufen können. Es hätte genügt, die Tür aufzumachen und in die vertraute Straße zu treten; aber sie blieb.

Zweitausend Jahre zuvor, fragte sich der größte Mann, der je von einer Frau geboren wurde, Johannes der Täufer, ob sein Tod nahe sei. Und, bevor er stirbt, schickt er eine Frage an seinen Herrn und Gott: "Bist Du es wirklich, oder sollen wir noch auf einen anderen warten?" Eine kurze Frage, die sterbliche Angst und sterblichen Zweifel verbirgt: "Wenn Du wirklich der Messias bist, dann ist, der Freund des Bräutigams zu sein, derjenige, der abnimmt, damit der andere zunehme, eine heilige Berufung, ein Segen. Dann haben die Jahre in der Wüste, die Einsamkeit, der Kampf, der Haß, das Gefängnis und der jetzt nahende Tod eine Bedeutung. Aber wenn du nicht der bist, auf den wir gewartet haben, dann war alles umsonst, und Gott hat mich betrogen. Dann ist alles Lüge und Zerstörung".

Und Christus schickt eine Antwort an Johannes, dem Propheten schickt er eine Antwort eines Propheten: "Geht, sagt Johannes, die Lahmen gehen, die Blinden sehen, den Armen wird die gute Botschaft verkündet. Selig ist der, dem Ich nicht ein Stein des Anstoßes bin, ein Gegenstand des Skandals".

Natalie hat sich wahrscheinlich auch viele Male gefragt, ob Ihr Tod nicht umsonst sein werde. Sterben, damit die drei gerettet werden, das ja. Aber was, wenn sie doch gefangen werden und sie sterben, und sie auch stirbt? Sie erhielt keine Antwort, nur im Morgengrauen öffnete jemand die Tür, und ohne sich die Mühe zu machen, sie in die Straße zu bringen, erschöß man sie in dem Raum.

Aber das ist nicht das Ende. Der Apostel Paulus sagt: "Nun lebe nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir".

Die Mutter, die damals jung war, ist heute eine alte Frau. Sie und die Kinder sagten einmal zu mir: "Fünfundzwanzig Jahre lang sind wir uns bewußt, daß Natalie unseren Tod mit in ihr Grab nahm und uns ihr Leben zu leben gelassen hat, und seit damals haben wir versucht, nach der Norm, nach dem Maß von Natalies Leben das unsere zu führen".

Natalie nahm den Schritt, der auch der Schritt der Menschwerdung Christi war und den Schritt, den Job erhoffte. Sie vollbrachte die T a t der Fürbitte; denn Fürbitte ist nicht ein Gebet in Worten, sondern fängt mit einem Engagement an, das uns in das Herz einer Situation führt. Natalie nahm diesen Schritt, und ihre Fürbitte konnte angenommen werden.

Gebet ist aber nicht nur Tat. Es ist auch Angesicht zu Angesicht mit Gott zu sein und ist eine Rede, die wir mit Ihm über die Tragik der Welt führen. Oder ist es auch nur Frieden, helle Ruhe oder auch eine Rede über Dinge, die so tief sind, daß wir keine Worte für sie finden tief bis ins völlige Schweigen hinein. Wir sollten jedoch immer aus einem Engagement heraus beten und auf diese Weise die Stimme menschlicher Angst sein, die wir als ein Opfer darbringen können, das frei von Sünde ist, weil es mit Glauben, Hoffnung, mit Liebe für Gott und für die Menschen gebracht wird.

Obwohl wir stets physisch engagiert sein sollten, so sind doch Zurückgezogenheit und Betrachtung, wenn richtig verstanden, kein Ausweichen. Kontemplation besteht aus der menschlichen Weisheit, die uns befähigt, vor Gottes Angesicht in Stille, in Anbetung zu bleiben, in die grundlose göttliche Tiefe zu schauen und auf die äußerste Stille zu lauschen, die die göttliche ist, so lange bis wir Seine Stimme vernehmen und dann ihr Folge leisten.

Erst dann wird die christliche Tätigkeit, wie sie ihrer Natur nach sein sollte, nicht einfach eine Tätigkeit voller menschlicher Erfahrung, Intelligenz und Scharfsinn, sondern eine T a t G o t t e s, die durch uns, nach Seiner Idee, ausgeführt wird. Von dieser Idee sprechen mindestens zwei Stellen im Neuen Testament "Mein Vater wirkt noch; Er offenbart mir Seine Tätigkeit, und Ich vollende Sein Werk".

Und: "Mein Urteil ist gerecht, denn Ich richte so, wie Ich höre. Ich suche nicht Meinen eigenen Willen, sondern den Willen Dessen, Der Mich gesandt hat".

Nur in dieser Situation, aus dem innersten Herzen, der Kontemplation Gottes heraus handelt der Mensch, auf eine Weise, die gleichzeitig Solidarität mit Gott und mit den Qualen der Welt ist, und nur so sind wir fähig, durch das Licht des Glaubens und das Licht des Heiligen Geistes die vielfältige und oft uneinige Textur der Welt nach Gottes Weise wahrzunehmen.

Aber wie erklärt dies alles, daß der Mensch heute noch beten kann?

Nehmen wir diese beiden Themen:

Der Unterschied zwischen Gottes Engagiertsein und dem unseren. Unsere Schwierigkeiten im Gebet, die daher kommen, daß G o t t n i c h t d a i s t, w o w i r s i n d, u n d w i r n i c h t d a s i n d, w o G o t t i s t.

Die Tatsache, daß wir von außerhalb beten, außerhalb der Geschichte sind, während wir mitten in ihr sind, daß wir unser Gebet vom äußersten Rand her erheben und zu Ihm sagen: "Herr, stirb Du wieder am Kreuz, falls es nötig ist".

In seinem schon alten Buch "Quo vadis" gibt uns der polnische Schriftsteller Sienkiewicz folgendes Bild:

In Rom haben die Verfolgungen angefangen. Petrus verläßt die Stadt. An den Toren trifft er den Herrn. "Wohin gehst Du, Herr?" Ich gehe zurück nach Rom, um wieder zu leiden, denn du hast es verlassen".

Mit diesen Gedanken möchte ich schließen, denn die Stimme Gottes und die Stimme der Geschichte richten uns und bedeuten uns unsere Krise, und wir müssen ihr begegnen, müssen ihr ins Gesicht sehen oder verworfen werden, gleichzeitig von der Welt, von der wir entfremdet sind oder an die wir uns fälschlich geheftet haben und von Gott, der niemanden verläßt und die Verräter richtet.

Metropolit Anthony von Surosh

Exarch des russischen Patriarchen für

Westeuropa